

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1908)

Artikel: Landschaften, Menschen und interieurs vom Gargano [Fortsetzung]
Autor: Wackernagel, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LANDSCHAFTEN, MENSCHEN UND INTERIEURS VOM GARGANO.

(Fortsetzung.)

DAS NACHTLAGER VON VIESTE.

Der Postkondukteur hatte es, da ich ihn darnach fragte, für selbstverständlich erklärt, dass er mir zu einer Unterkunft verhelfen werde („Non t'incaricar, ci penso io“) und erzählte mir auch gleich schon von den zwei grossartigen Zimmern, die in der Locanda seiner Tante wären. Es logierten gegenwärtig auch andere „Signori“, Ingenieure vom Kataster dort.

Als ich aber durch ein Labyrinth sehr malerischer, aber auch sehr übelriechender Gässchen hindurch in die Locanda gelangte, eine hintere Treppe hinauf nach oben in die Küche, wo eben zwei dieser „Ingenieure“ — nicht allzu sympathisch aussehende Jünglinge — mit der schmierigen Dienstmagd karessierten, erschien mir der Gedanke, wirklich hier übernachten zu müssen, eher unangenehm. Glücklicherweise war aber überhaupt kein Platz mehr in diesem Lokal, bloss das halbe Bett des Oberingenieurs, das dieser aber nicht abtreten wollte. Die Wirtin bestellte mir also selbst eine Schlafstelle in der andern Locanda und ich liess mir dafür von ihr noch ein Nachtessen servieren in Gesellschaft des indessen nachgekommenen Postführers, bestehend aus zwei Eiern in Öl gebacken, einem Stück Speck und einem Fenchelstrauch als Dessert. Unterdessen war es 11 Uhr geworden und ich verfügte mich durch das schlafende Städtchen hinunter in mein Quartier, das durch seine Lage am grossen Platz und eine gemalte Inschrifttafel über der Aussentreppe: „locanda della posta“ von vornherein einen bedeutend mehr zivilisierten und vertrauenerweckenden Eindruck machte. Oben eine saubere, grosse Küche, wo die gemütliche dicke alte Wirtin am Feuer sass. Sie geleitete mich ins Zimmer — in dem nur noch eine andere „persona molto distinta“, wie sie mich zum voraus versicherte, schlief, ein Reisender der Maccaronifabrik in Foggia nämlich — sie brachte noch ein sauberes Handtuch herein und zog sich dann zurück. Mein Schlafkamerad, der bereits in seinem Bette liegend noch den „Mattino“ las, sagte „guten Abend“ und nahm im weitem keine Notiz von mir.

DIE EMPFEHLUNGSBRIEFE.

Schon in aller Frühe hatte ich mich aufgemacht, während der brave Maccaroni-Agent noch fest schnarchte; im Vorzimmer noch der Wirtin durch den Vorhang ihres Himmelbettes hindurch mein Gepäck anempfohlen, und eilig hinaus, hinunter auf die Piazza, die mit dem freien Ausblick aufs Meer, voll frischer Morgenluft und Sonne alle üblen Erinnerungen von gestern abend sofort verscheuchte.

Einen Stiefelputzer suchte ich vergebens, fand aber ein ganz appetitliches Café, das sogar für irgend einen Likör als „Lieferant Seiner Heiligkeit“ sich bezeichnete. Eine ungewöhnliche Forderung erschien es hier allerdings, als ich Kaffee mit Milch haben wollte; das sei hierzulande nicht üblich, meinte der Mann kopfschüttelnd, lief aber plötzlich hinaus, da eben eine Ziegenherde vorbeigetrieben wurde, pfiiff den Jungen heran und liess sich ein Kännchen vollmelken. Das goss er in eine Art Bierglas mit dem schwarzen Kaffee zusammen und erschien dann freudestrahlend: Ecco servito, signore!

Nun aber galt es, die Hauptsehenswürdigkeit des Ortes, das grosse Schloss, wie es hiess, Friedrichs II. zu besichtigen.

Durch enge, gewundene, treppenartig steile Gassen stieg ich das Städtchen hinauf, bis ich auf der obersten kahlen Höhe einen Komplex mächtiger Bastionen vor mir sah, mit hohen schrägen Mauerwänden spitz zusammenlaufend und strahlenförmig nach allen Seiten vorschliessend, eine sehr imposante und geradezu ästhetisch-schöne Anlage. Jedoch auf dem obersten Turm erhob sich das Stangengerüst des Marconi-Telegraphen, Kennzeichen einer Signalstation der Marine; und wie zu erwarten war demnach, über dem reichumrahmten, mit einem spanischen Wappen gezierten Portal hing eine Tafel, die den Eintritt strengstens verbot.

Sehr wahrscheinlich konnte inmitten dieses Gürtels von Barockbastionen noch wohlerhalten das alte hohenstaufische Kastell eingeschlossen sein — und jedenfalls wollte ich jetzt einmal die Empfehlungen meines einflussreichen Gönners erproben.

Ich liess mir das Haus des Bürgermeisters weisen; unten beim Hafen, ein ziemlich verlotterter, alter Palazzo, dessen Tür nur noch halb in den Angeln hing.

In einer Art von Vorzimmer oder Empfangssalon musste ich warten. Da standen in der Mitte zwei durchgesessene Strohstühle; ein Korb frisch gepflückter Mandeln daneben, sowie ein Paar Rohrstiefel und eine Mistgabel bildeten ein anmutiges, ländliches Stilleben; in einer Ecke ein zusammengeklapptes Feldbett, und einige ausrangierte schwarze Ölgemälde. Und inmitten dieser bunten Szene höchst kurios der grosse Amtsschreibtisch des Hausherrn, den ein dichter Stoss von Papieren, Briefschaften, verstaubten alten Zeitungen und dergleichen bedeckte.

Während ich noch das alles betrachtete, kam mit einemmal der Sindaco hereingestürzt, den offenen Empfehlungsbrief in der Hand, mit einem Schwall von Entschuldigungen über seinen Aufzug, über das Zimmer, das er eben im Begriff sei zu „sistemare“ usw.; dazwischen nötigte er mich, um Gotteswillen doch den Hut wieder aufzusetzen; — diese Zeremonie gehört in Süditalien durchaus zum guten Ton, der Besucher protestiert anstandshalber eine Zeitlang und nimmt dann schliesslich dankend an —; wegen des Kastells war er sehr bedenklich: ich würde wohl ans Marineministerium telegraphieren müssen oder an den Admiral nach Tarent, immerhin wolle er versuchen, wie viel er selbst für mich erreichen könne.

Aber als wir dann zusammen hinaufstiegen, kamen wir ganz unbehelligt durch das erste wie durch das zweite Tor bis in den innersten Hof hinein, liessen dann den „semaforista“, einen Marineunteroffizier, rufen, der eine strenge und gewichtige Dienstmiene aufsetzte, sich aber offenbar höchlichst freute, einmal mit einem Fremden sich zu unterhalten; und indem wir so zusammen herumspazierten und er beständig versicherte, mir leider absolut nichts zeigen zu dürfen, hatte ich schliesslich doch alles gesehen und erfahren, was für mich von Interesse sein konnte.

Allerdings sind von dem mittelalterlichen Schloss nur spärliche Reste mehr vorhanden, und der hauptsächlichste Eindruck war vom obersten Turm aus der Rundblick über den ungeheuren Meereshorizont, der das kleine Fischerstädtchen auf der Landspitze unter uns schier zu verschlingen scheint; beiderseits zurückspringend die hohen felsigen Küsten. Draussen im Meer viele weisse Segel von Fischerbarken, und ganz in der Ferne wie ein

blasses Phantom und scheinbar stehen bleibend ein grosser Dampfer.

Mein anderer Empfehlungsbrief ging an den Cavaliere Matteo Coppola. Dieser Name reizte meine Neugier in hohem Mass.

So heisst ja doch wohl eine von den merkwürdigsten Figuren des alten Romantikers E. T. A. Hoffmann, ein kurioser alter Kauz von Professor, der allerhand satanische Künste treibt in seinem malerischen, verwunschenen Haus in Prag und eine wunderbar schöne Tochter hat, in die sich der junge Student Anselmus wahnsinnig verliebt, und nachher ist es nur eine automatische Wachspuppe. —

Und in der Tat ein Kerl im Hoffmann'schen Stil schien auch dieser Coppola zu sein; der Sindaco, den ich nach ihm ausfragte, zog bei diesem Namen eine ganz sonderbare Miene auf und wollte nicht recht mit der Sprache heraus — „in somma si è dedicato alla poesia“ sagte er schliesslich, indem er unter mitleidigem Achselzucken gen Himmel schielte; und als wir nun gar in der engsten altertümlichsten Strasse der innern Stadt zu dem kleinen Palazzo kamen mit dem dunklen Torweg, dem winkeligen Höfchen, aus dem eine holprige Treppe hinaufführte zur Haustür, als wir da lange mit dem grossen eisernen Türklopfer polterten, bis endlich man den leisen Tritt nackter Füsse drin vernahm und ein weibliches Stimmchen: „Chi è? — wer ist da? der Cavaliere schläft noch!“ — da war ich schon völlig sicher, hier eine sehr interessante Bekanntschaft zu machen, auf die ich denn auch um keinen Preis verzichten wollte.

Der Bürgermeister erklärte den Sachverhalt durch die Tür hindurch; die öffnete sich gerade so weit, um durch die Spalte ein kleines, sehr weisses Händchen durchschlüpfen zu lassen, das meinen Empfehlungsbrief in Empfang nahm. — In einer halben Stunde sollte mein Besuch willkommen sein.

Diese Zeit benützte ich, um mit Hilfe des Bürgermeisters und eines von ihm aufgebotenen Stadtpolizisten eine „Gelegenheit“ zur Weiterreise nach Peschici für nachher aufzutreiben.

Ein Wagen war aber, wie es sich ergab, für diesen Tag im ganzen Ort nicht zu bekommen, und man fand es natürlich, dass ich darum einfach bis zum nächsten Morgen warten sollte; jedoch zu dieser patriarchalischen Geringachtung der Zeit ver-

mochte ich mich nicht aufzuschwingen, so sehr sie mir imponierte, und engagierte einen Maultiertreiber, mit seiner „Vettura“ mich auf abkürzenden Fusswegen über den Berg zu bringen.

Unter vielen schönen Redensarten nahm ich Abschied vom Bürgermeister und begab mich dann in Eile zurück nach dem Palazzo Coppola.

Da war es nun doch nicht ganz so, wie ich es mir vorgestellt hatte, aber immerhin ungewöhnlich und grotesk genug.

Vor allem gab es den Cavaliere Coppola in zwei Exemplaren: Vater und Sohn, die beide ihrem Namen alle Ehre machten, nur dass der letztere, wie er selbst mit Emphase versicherte, „ausschliesslich Schüler seines grossen und genialen Vaters“, diesen, wie begreiflich, durch seine potenzierte Verschrobenheit vielfach in Schatten stellte.

Er war gewiss nicht weit über zwanzig, gebärdete sich aber schon mit einer ganz lächerlich gravitätischen Feierlichkeit, sprach anhaltend im Orakelton und sah dazu aus wie der Hamlet eines schlechten Kleinstadt-Theäterchens: Ein blasses fettes Gesicht mit ganz kleinen übernächtlich blinzelnden Augen und einer unheimlich hohen Stirn, über der sich wie eine Gewitterwolke ein schwarzer Lockenbüschel auftürmte. Der Alte machte daneben trotz seines majestätischen Augenrollens und Stirnrunzelns einen relativ harmloseren Eindruck.

(Schluss folgt.)

ROM.

MARTIN WACKERNAGEL.



SCHWEIZER PRESSRUNDSCHAU.

In seinem Artikel „La Voile Latine“ entwickelt Robert de Traz das Programm dieser Zeitschrift, das die Sympathie unser aller verdient, und das in mehr als einem Punkt sich mit dem Programm von „Wissen und Leben“ deckt. Das neueste Heft (Mai-Juni) zeigt, wie ernst es ihr mit ihren Prinzipien ist. Diese kommen namentlich in einem Artikel von Gonzague de Reynold zum Ausdruck: *Préliminaires à une Histoire littéraire de la Suisse au XVIII^{me} siècle.*

Es ist kein leichtes Unterfangen, die literarische Entwicklung der ganzen Schweiz im XVIII. Jahrhundert darzustellen; aber eine sehr verdienstliche und lohnende Arbeit. Zu einer Zeit politischer Zerrissenheit und Schwäche entwickelte unser Vaterland in dieser Epoche eine Einheit